

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Herausgeber: [s.n.]
Band: 17 (2010)
Heft: 1: Wirtschaftsgeschichte in der Schweiz : eine historiographische Skizze = L'histoire économique en Suisse : une esquisse historiographique

Buchbesprechung: Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus généraux
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Margareth Lanzinger,
Edith Saurer (Hg.)
Politiken der Verwandtschaft
Beziehungsnetze, Geschlecht
und Recht

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007, 296 S.,
€ 38,90

Der Titel des Sammelbands ist Programm: Angestrebt wird ein Überblick über den Stand der Forschung und die Forschungslücken zum Thema Verwandtschaft: Verwandtschaft als soziales Netz, das in vielfältiger Weise mit den jeweiligen strukturellen Rahmenbedingungen interagiert (die usuelle Verwandtschaft), und Verwandtschaft als ein sich seit dem ausgehenden 18. Jh. entfaltender Heiratsmarkt (die konzeptionelle Verwandtschaft).

Die klassische Sozialgeschichte mit ihren sozialen Kategorien Klasse, Geschlecht, Rasse oder Ethnizität ging von der Annahme aus, Verwandtschaft sei in Lateineuropa seit der Antike kontinuierlich geschwächt worden zugunsten moderner Konzepte des Individuums. Aus diesen Gründen ist Verwandtschaft erst seit der «anthropologischen Wende» der 1970er-Jahre (Sabean-Medick), der Mikrogeschichte (Levi) und der Frauen- und Geschlechtergeschichte eine eigenständige Forschungskategorie. Wie die Herausgeberinnen in ihrer gehaltvollen und anregenden Einleitung betonen, sollen dank der dezentrierten und multiperspektivischen Zugänge der modernen Verwandtschaftsforschung historiografisch wirkmächtige Institutionen aufgebrochen werden: vor allem die quasi autonome unter einem Dach wohnende Kernfamilie, und die agnatisch konzipierte Verwandtschaft. Präsentiert

werden mikrohistorische Studien, die akribische Forschungen im Quellenmaterial voraussetzen, und auch gesamteuropäische Vergleiche.

Generell zeigen die Beiträge unter dem Thema «Soziale Netze» die beeindruckende Offenheit und Flexibilität von verwandtschaftlichen Netzwerken, wie sie sich in diversen historischen und regionalen Kontexten und heute noch manifestieren. Es lässt sich sogar eine Intensivierung dieser usuellen Aspekte von Verwandtschaft feststellen.

Im Vergleich mit David Sabeans grundlegender Studie zu *Kinship in Neckarshausen* stellt Jon Mathieu in Bergbauerdörfern des Kantons Graubünden (Engadin) fest, dass sich die bäuerliche Alltagskooperation nicht im Zentrum der verwandtschaftlichen Sphäre befand; die nachbarschaftliche Zusammenarbeit war je nach Umständen ähnlich wichtig. Bezüglich Interaktion von Verwandtschaft im politisch-dörflichen Kontext hingegen stellt Mathieu gemeinsame Trends fest. Es lässt sich ein gesamteuropäischer Trend von Interaktionen politischer Systeme mit familialen und verwandtschaftlichen Netzen erkennen, der noch weiterer Forschung bedarf.

Weitere Aspekte dieser Interaktionen untersucht Pat Thane in ihrem Überblick über das Verhältnis alter Menschen zu ihren Familien in England seit dem 17. Jahrhundert. Sie stellt eine frappierende Kontinuität dieses Verhältnisses fest. Es war seit dem 18. Jahrhundert nicht üblich, dass ältere Menschen mit jüngeren verheirateten Angehörigen einen Haushalt teilten, üblich waren jedoch das Wohnen in der Nähe und der reziproke Austausch von

materiellen und emotionalen Hilfeleistungen, sowohl in der Arbeiter- wie auch in der Mittelschicht. Die wissenschaftlichen Untersuchungen der Nachkriegszeit hatten sich auf die Gruppe der einsamen, hilfsbedürftigen alten Menschen konzentriert und dieses Bild systematisch verbreitet, während die grosse Mehrheit älterer Menschen traditionsgemäss Wert auf räumliche Distanz zur Herkunftsfamilie legte, zugleich aber enge Kontakte pflegte. Thane betont die Kontinuität dieser gegenseitigen Beziehungs- und Unterstützungspflege bis in die heutige Zeit, wo sozialstaatliche Absicherungen zusätzliche Arrangements ermöglichen.

Die Verknüpfung verwandtschaftlicher mit weiteren sozialen Netzwerken untersucht Annemarie Steidl anhand österreichischer MigrantInnen aus der späten Habsburgermonarchie in die USA. Sie stellt markante Unterschiede fest: Die Auswanderung aus dem industrialisierten Böhmen und Mähren erfolgte ab 1850 im Familienverband, schon in der ersten Generation gehörten die deutschsprachigen Händler und höheren Angestellten zu den sozial gehobeneren Schichten. Sie dehnten ihre Netze systematisch aus auf weiter entfernte Verwandte und auf FreundInnen dies- und jenseits des Atlantiks. Die armen Bauern aus Galizien, hauptsächlich polnisch sprechend, migrierten als Einzelpersonen und hofften auf eine Rückkehr zu ihren Familien als gemachte Leute. Sie fanden Anstellungen in der Bergwerks- und Fabrikindustrie im Osten der USA, gehörten zu den sozial schwachen Schichten und blieben grossmehrheitlich an die Kernfamilie gebunden.

Das Kapitel «Politik und Recht» widmet sich der Entwicklung des verwandtschaftlichen Erbrechts und darin speziell der Frage nach der Relevanz der weiblichen Linie. Bezüglich Herrschaftsnachfolge und Besitztransfer relativiert Michaela Hohkamp die Dominanz der

agnatisch konzipierten Verwandtschaft. Sie analysiert die Bedeutung der kognatischen Verwandtschaft in der frühneuzeitlichen Adelsgesellschaft. Besonders der Position der Erbtöchter kommt neben der sozialen auch strukturelle und politische Relevanz zu, die erfasst werden kann, sobald diese als Tanten und Nichten in den Blick genommen werden. Laut Hohkamps Rekonstruktionen bilden Tanten-Nichten-Beziehungen dank ihrer Multirelationalität eine gute Grundlage zur Aufdeckung komplexer und dynamischer Handlungsgeflechte, welche die vielfach verwandten Herrschaftsfamilien strukturell und politisch prägen.

Das letzte Kapitel «Heiratsallianzen und verbotene Beziehungen» konzentriert sich auf die konzeptuelle Seite von Verwandtschaft, welche im Gegensatz zur oben beschriebenen usuellen Seite im Übergang von der Frühen Neuzeit zur Moderne einen Bedeutungsverlust erlitt. Hervorgehoben werden die Themenkreise Verschwinden von Tauf-Patenschaften und Enttabuisierung von Verwandtenehen, welche diesen Schrumpfungsprozess kennzeichneten.

Guido Alfani schildert das Institut der kirchlich reglementierten Tauf-Patenschaften als stiften von geistiger Verwandtschaft: als Verpflichtung zu gegenseitigem Respekt und zu Freundschaft zwischen Generationen und sozialen Schichten – wohlverstanden mit entsprechenden Heiratsverboten. Dieses komplexe Beziehungssystem wurde nach der Reformation in katholischen Gegenden abgeschwächt, während in reformierten Gebieten die Patenschaft beibehalten und lediglich das mit der geistigen Verwandtschaft verknüpfte Eheverbot abgeschafft wurde.

Grundsätzliche Veränderungen stellen Edith Saurer und Margareth Lanzinger fest, wenn sie nach dem Verhältnis von Allianz- und Sexualitätsdispositiv fragen, wie es sich in den Kämpfen um erlaubte

Verwandtenehen spiegelt. Generell erlitt das Allianzdispositiv einen radikalen Bedeutungsverlust: Die Regeln, was laut Kanonischem Recht erlaubt und was verboten war, weichten sich radikal auf zugunsten des sogenannten Sexualitätsdispositivs (Michel Foucault), das sich erlaubte Sexualität erstritt, also die Heirat zwischen Schwager und Schwägerin, Stiefmüttern, Stiefvätern und deren -söhnen und -töchtern, Cousins und Cousinen. Edith Saurer widmet sich den Gesuchen um Ehedispens der Verwandtschaft und Schwägerschaft in Niederösterreich und Venetien (beides Gebiete der Habsburgermonarchie) im frühen 19. Jahrhundert. In beiden Gebieten bedeuteten die Gesuche einen Tabubruch. In Venetien galt das kanonische Recht noch als rechtliche und moralische Instanz, und die Pfarrer waren in Dispensgesuche vielfältig involviert. In Niederösterreich hingegen wurden die Gesuche von den Betroffenen selbst oder von Rechtsanwälten verfasst und praktisch ausnahmslos abgelehnt. Verwandte und verschwägte vermögende Paare reagierten oft radikal; sie konvertierten zum Protestantismus und zogen nach Ungarn; so war eine legale Heirat möglich.

Margareth Lanzinger konzentriert sich auf verschwägte Paare, die im 19. Jahrhundert in den Diözesen Brixen und Salzburg rund die Hälfte der Dispensgesuche stellten. In Brixen waren Position und Präsenz der Geistlichen ähnlich wie in Venetien; die rigide Abwehrpraxis, der lange Instanzenweg und die hohen Kosten schreckten arme und nicht durchsetzungsfähige Menschen wirksam ab. In Salzburg drohten eher Konflikte zwischen staatlichen und kirchlichen Interessen, und Dispenssuchende aus dem gehobenen Verwaltungsdienst profitierten im 19. Jahrhundert von Erleichterungen wie früher die Herrscherhäuser.

Die Herausgeberinnen haben ihre hohen Ansprüche eingelöst. Entstanden

ist ein informativer Band mit Artikeln, die teilweise Früchte jahrzehntelanger Forschungen in gut lesbarer Form präsentieren, und Anstöße für weitere Forschungen vermitteln. Einleuchtend wird die These gestützt, dass Verwandtschaft in Westeuropa zwar weniger sichtbar erschien als im streng patrilinearen osteuropäischen Modell. Aber in ihrer Wirksamkeit war sie enorm anpassungsfähig und somit machtvoll und gesellschaftlich relevant. Auch für Diskussionen um den heutigen Stellenwert von Verwandtschaft bietet der Band wichtige Hinweise.

Heidi Witzig (Winterthur)

Jakob Vogel

Ein schillerndes Kristall

Eine Wissensgeschichte des Salzes zwischen Früher Neuzeit und Moderne

Böhlau, Köln 2008, 522 S., € 64,90

Die Selbstwahrnehmung unserer Gesellschaft als «Wissensgesellschaft» hat dazu geführt, dass «Wissen» in der Geschichtswissenschaft seit einiger Zeit breite Aufmerksamkeit erhält. Wie in vielen anderen Feldern leiten HistorikerInnen ihr Interesse an diesem Thema (unter anderem) aus seiner Aktualität ab, distanzieren sich jedoch auch von vereinfachenden Geschichtsdeutungen der Gegenwart. Eine besonders anregende Perspektive formuliert Jakob Vogel, der inzwischen an der Universität zu Köln lehrt, in seiner 2005 an der Technischen Universität Berlin eingereichten und 2008 publizierten Habilitationsschrift. Anhand verschiedener Facetten des Salzes, eines «schillernden Kristalls», zeichnet er den Wandel von Wissensordnungen im Mitteleuropa des 18. und 19. Jahrhunderts nach. Seine Wissensgeschichte eines scheinbar alltäglichen Stoffes versteht er als Beitrag zu einer kulturgeschichtlichen

Wirtschaftsgeschichte und verarbeitet dazu eine beeindruckende Literatur- und Materialfülle, wobei er Wirtschafts-, Wissenschafts-, Technik- und Konsumgeschichte verbindet (vgl. dazu bereits Hartmut Berghoff, Jakob Vogel (Hg.), *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels*, Frankfurt a. M. 2004).

Die Fragestellung der Untersuchung weist drei Schwerpunkte auf: Erstens greift Vogel die jüngst wieder belebte Diskussion um die Bedeutung des wissenschaftlichen Wissens für die Industrialisierung auf. Er fragt, in welchem Ausmass einerseits moderne wissenschaftliche Disziplinen, andererseits aber auch praktisch-technologisches Wissen zu den wesentlichen Innovationen im Salzwesen beitrugen. Zweitens interessiert er sich für den Anspruch verschiedener Akteure, als kompetente Experten in einem bestimmten Feld anerkannt zu werden. Weil zahlreiche Berufsgruppen mit dem vielseitigen Stoff Salz arbeiteten, kann Vogel hier gut die komplexen Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen professionellen Kompetenzbereichen und disziplinären Feldern aufzeigen, wobei er sich – was ungewöhnlich ist – auch für die freiwillige Aufgabe von professionellen Deutungsansprüchen interessiert. Besondere Beachtung schenkt er dem spezifischen Wissen, das den Denkhorizont der einzelnen Disziplinen beeinflusste. Drittens behandelt Vogel den Wandel der «stofflichen Natur» des Salzes respektive der Bedeutungen und verschiedenen Eigenschaften, die dem Stoff im Lauf der Zeit zugeschrieben wurden. Dabei verfolgt er unter dem bekannten Stichwort der «Verwissenschaftlichung» die Frage, wie weit die Wissenschaften auch alltägliche und allgemeine Sichtweisen und Umgangsformen beeinflussten.

Vogel verfolgt seine Fragestellung in fünf Kapiteln über verschiedene Felder des Salzwesens. Im ersten stellt er am

Beispiel des Karlsbader «Sprudelsalzstreits» (1763–1783) dar, wie sich Ärzte im 18. Jahrhundert als allgemein gebildete Naturwissenschaftler verstanden und für die Herstellung von Salz aus heissem Quellwasser interessierten. Im zweiten Kapitel beschreibt er die Konkurrenz zwischen Salinisten und Bergbeamten, die sich im späten 18. und im frühen 19. Jahrhundert als spezialisierte Professionen für die Verwaltung der mitteleuropäischen Salinen zu etablieren suchten. Das dritte Kapitel schliesst an das erste an und zeigt, wie Ärzte das Salz ab 1800 nur noch als «Nahrungsmittel» definierten und sich kaum mehr dafür interessierten. Um neue Kompetenzansprüche der entstehenden Profession der Chemiker geht es dagegen im vierten Kapitel, wo die Nebenprodukte der Salinen und das Aufkommen der deutschen «Kaliindustrie» im Mittelpunkt stehen. Schliesslich fasst Vogel im fünften Kapitel den Wandel in der wissenschaftlichen Wahrnehmung des Salzes zusammen und hebt noch einmal hervor, dass für Produktion und Konsum weiterhin auch andere Sichtweisen ausschlaggebend blieben.

In allen fünf Kapiteln treten ähnliche Muster hervor: Auch akademisch gebildete Ärzte, Chemiker und Bergbeamte griffen auf vorwissenschaftliches Erfahrungswissen zurück, das für den alltäglichen Umgang mit Salz wichtiger war als akademisches Wissen. Wissenschaftliche Beziehungen und Kenntnisse erwiesen sich dagegen im 18. wie im 19. Jahrhundert vor allem als wertvoll, um politisch-administrative Unterstützung zu mobilisieren. Diese Einsicht ist zumindest für TechnikhistorikerInnen nicht neu, wie Vogel selbst bereits in der Einleitung festhält. Er geht jedoch einen wichtigen Schritt weiter und zeigt auf, dass akademisch gebildete Experten generell Erzählungen über Innovationen verbreiteten, in denen sie sich selbst und ihr «fortschrittliches»

Wissen in den Mittelpunkt stellten. Das praktisch-technologische Wissen, das für die konkrete Umsetzung meist wichtiger gewesen war, blendeten sie dagegen aus. Die Erfolgsgeschichten der akademisch gebildeten Experten stützten deren Autoritätsansprüche, prägten die gesellschaftliche Wahrnehmung von technischen Innovationen und beeinflussten später auch historiografische Darstellungen. Brisant sind Fälle wie neue Bohrtechniken, Solbäder oder Mineraldünger, in denen das theoretische Wissen der akademischen Experten Innovationen eher verzögerte, diese nachträglich aber trotzdem sich selbst als Erfinder darstellten.

Wesentliche Mängel sind an dieser sorgfältigen und differenzierten Studie nicht auszumachen. Etwas zu kurz kommt allenfalls die Auseinandersetzung mit der Rolle des Staats, der weitgehend als ausserhalb der Gesellschaft stehende Instanz erscheint. Vogel zeigt einerseits, wie Professionen (zum Beispiel die Bergbeamten) sich vor allem dank ihrer hervorragenden Beziehungen zu Politik und Verwaltung gegen andere Gruppen durchsetzten. Wie sich andererseits eine solche Zusammenarbeit auf den Staat selbst auswirkte und welche Wechselwirkungen sich daraus ergaben, fragt er nicht. Die Fülle des ausgewerteten Materials und die Breite der verwendeten Konzepte dürften der besprochenen Untersuchung hier Grenzen gesetzt haben, die sich wohl kaum vermeiden liessen. Bedauerlich ist bloss das unsorgfältige Lektorat im Böhlau Verlag, dem zahlreiche Tippfehler und sogar drei verschobene Seitenübergänge (S. 192/193, 216/217 und 244/245) entgangen sind.

Insgesamt hinterfragt Vogel nicht nur die Fortschrittserzählungen der von ihm untersuchten akademischen Experten, sondern weist auf die konkreten Zwecke hin, denen sie in ihrem professionellen Kontext dienten. Er leistet damit einen wichtigen Beitrag für einen kritischen

und reflektierten Umgang mit Begriffen wie «Wissensgesellschaft» und «Verwissenschaftlichung». Zu wünschen ist, dass seine Einsichten zu professionellen Selbstdarstellungen auch Beachtung bei jenen HistorikerInnen finden, die sich ausserhalb wissensgeschichtlicher Ansätze mit «Innovationen» auseinandersetzen. Und nicht zuletzt erfüllt Vogels Wissensgeschichte des Salzes den wichtigen Zweck historischer Untersuchungen, die gegenwärtige Selbstwahrnehmung unserer Gesellschaft infrage zu stellen und Raum für neue Deutungen zu schaffen.

Daniel Flückiger (Bern)

**Margrit Müller,
Timo Myllyntaus (Hg.)
Pathbreakers
Small European Countries
Responding to Globalisation
and Deglobalisation**

Peter Lang, Bern 2008, 546 p., Fr. 94.–

Wie können Regierungen mit dem Problem umgehen, dass sich staatliche Grenzen nur selten mit den Grenzen von Märkten decken? Diese Frage stellt sich insbesondere für kleine Länder, da diese aufgrund ihrer hohen Abhängigkeit von Auslandsmärkten viel verwundbarer sind gegenüber internationalen Entwicklungen als grosse Staaten. Die Absicht des vorliegenden Sammelbands besteht deshalb darin zu untersuchen, welche ökonomischen Handlungsspielräume kleine europäische Staaten unter sich ändernden weltwirtschaftlichen Bedingungen zwischen dem späten 19. Jahrhundert und der Gegenwart hatten. Trotz ihrer Unterschiede hatten diese kleinen Länder zwei Gemeinsamkeiten: einerseits eine grosse wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ausland, andererseits eine duale Wirtschaftsstruktur, bei der ein Teil der Firmen auf den Weltmarkt ausgerichtet

ist, während ein anderer Teil allein für den lokalen Markt produziert.

Der Sammelband umfasst drei Teile, die jeweils andere zeitliche Phasen in den Blick nehmen. Die erste Sektion behandelt die Entwicklung einzelner Länder während des ganzen 20. Jahrhunderts. Dabei wird deutlich, dass die einzelnen Länder trotz einer vergleichbaren Abhängigkeit vom Ausland einen beträchtlichen Handlungsspielraum besaßen. Hermann de Jong und Jan Pieter Smits zeigen etwa, dass die niederländische Wirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg in wesentlich geringerem Ausmass in Produktinnovation investierte als noch in den 1930er-Jahren. Die niederländische Wirtschaft verlor dadurch einiges an internationaler Kompetitivität. Dagegen beschreibt Margrit Müller, wie in der Schweiz aufgrund des Protektionismus der Zwischenkriegszeit ein Strukturwandel einsetzte von einer arbeitsintensiven zu einer technologieintensiven Industrie. Even Lange und Helge Pharo erläutern, wie in Norwegen nach 1945 ein Mix aus unterschiedlichen politischen Strategien gleichzeitig die Aussenwirtschaft förderte und die schwächeren Industrien und den Agrarsektor vor Importen schützte. Olle Krantz und Lars Svensson schliesslich kommen zum Schluss, dass das Konzept der Lohnsolidarität, welches in Schweden den Konflikt zwischen Binnen- und Exportwirtschaft durch ein tiefes Lohnniveau entschärfen sollte, ab den 1950er-Jahren den strukturellen Wandel erschwerte. Erst als dieses «schwedische Modell» reformiert wurde, konnte die Wirtschaft ab den 1990er-Jahren wieder ein überdurchschnittliches Wachstum verzeichnen.

Der zweite Teil des Bandes umfasst die Zeit zwischen dem Ende des 19. Jahrhunderts und den 1930er-Jahren. Maria Eugénia Mata zeigt, dass der offene Kapitalmarkt dafür verantwortlich war, dass sich vor 1914 zahlreiche ausländische Firmen in Portugal niederliessen. Anne-

Lise Head-König beschreibt, wie in der Schweiz auf eine Periode der offenen Grenzen vor 1913 eine Zeit der Abschottung des Arbeitsmarktes erfolgte. Die sinkende Zahl ausländischer Arbeitskräfte erleichterte die relativ friedliche Reorganisation der schweizerischen Exportindustrie bis in die 1930er-Jahre. Patrik Halbeisen legt dar, warum die Schweiz so lange eine gewisse Autonomie in Bezug auf ihre Finanzpolitik hatte und bis 1936 am Goldstandard festhielt. Hein A. M. Klemann untersucht ähnliche Fragen für die Niederlande, während Ola Honningdal Grytten beschreibt, wie sich die wirtschaftliche Desintegration auf Norwegen auswirkte. Ivan Jakubec zeigt, welche Schwierigkeiten sich der tschechischen Wirtschaft dadurch stellten, dass durch den Zerfall des Habsburgerreichs plötzlich ein Teil des Heimmarktes zu einem Auslandsmarkt wurde.

Im dritten Teil wird dargelegt, wie sehr die institutionellen Änderungen der 1930er-Jahre die Entwicklung nach 1945 prägten. Hans Otto Frøland erläutert, wie es Norwegen nach 1945 gelang, arbeitsintensive, auf den Heimmarkt ausgerichtete Wirtschaftszweige nicht zuletzt dadurch zu schützen, dass die Abschaffung von Importquoten verzögert wurde. Gudmundur Jonsson und Sigurdur Snaevarr zeigen, dass Island nach dem Zweiten Weltkrieg länger als die meisten anderen europäischen Länder bei einer protektionistischen Wirtschaftspolitik blieb, da die isländische Regierung aus innenpolitischen Gründen um jeden Preis Zahlungsbilanzdefizite verhindern wollte. Isabelle Casiers und Philippe Ledent erläutern, wie die belgische Regierung nach 1945 – im Gegensatz zur Zwischenkriegszeit und anders als Frankreich, Holland und die skandinavischen Länder nach dem Krieg – eine äusserst restriktive Geldpolitik verfolgte, was das Wirtschaftswachstum verlangsamte. Timo Myllyntaus zeigt,

dass in Finnland nach der Lockerung der Finanzmärkte in den 1980er-Jahren ein rasches Wirtschaftswachstum einsetzte, dem jedoch in den 1990er-Jahren eine schwere Wirtschaftskrise folgte. Da der Glaube an Internationalisierung dadurch aber nicht erschüttert wurde, ist heute Finnland zusammen mit Schweden eines der Länder, das am stärksten auf den Weltmarkt ausgerichtet ist. Thomas David, André Mach und Tobias Straumann zeigen, wie in der Schweiz ab den 1990er-Jahren die bis dahin breit akzeptierten Mechanismen eines selektiven Protektionismus infrage gestellt wurden. Dabei wurde die Reform der Kartellgesetzgebung durch die Europäische Union angestoßen, während multinational tätige Schweizer Unternehmen angelsächsische Kriterien von Unternehmensführung einführten, um ausländische Investoren anzuziehen. Kersti Ullenhag beschreibt die Managerausbildung in Schweden zwischen 1970 und 2000. Dabei wird deutlich, dass die dabei neu eingeführten amerikanischen Managementmodelle durch die Kultur der jeweiligen Firmen verändert wurden. Dies belegt, dass trotz Globalisierung die nationale Wirtschaftskultur weiter eine Rolle spielte. Direktinvestitionen von ausländischen Firmen waren auch für schwach entwickelte Länder wichtig, wie L'udoviít Hallon beim Übergang der slowakischen Wirtschaft nach der Teilung der Tschechoslowakei zeigt.

Die Beiträge des Bandes zeigen, wie sehr sich kleinere Länder den weltwirtschaftlichen Entwicklungen anpassen mussten. Nach 1918 waren sie gezwungen, entgegen ihren Interessen zu einem teilweisen Protektionismus zu greifen. Während die Nationalstaaten in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg eine grosse Gestaltungsmacht hatten, wurde einer protektionistischen Wirtschaftspolitik ab den 1970er-Jahren durch die Liberalisierung der Kapitalmärkte, durch Innovationen in der Kommunikations-

technik und die europäische Einigung zunehmend das Wasser abgegraben. Dennoch widersprechen die Herausgeber der Ansicht, der seit den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zunehmende Einfluss von internationalen Organisationen und internationalen Abkommen würde generell die Handlungsmacht der Nationalstaaten beschränken. Gerade kleinere Länder würden von diesen Institutionen profitieren, da so ihre wirtschaftlichen Interessen, die zu einem beträchtlichen Teil jenseits ihrer Grenzen liegen, geschützt werden könnten.

Der Sammelband vereinigt eine Reihe von qualitativ hoch stehenden Beiträgen und widerlegt eindrücklich die Meinung, die europäische Geschichte lasse sich durch eine alleinige Fokussierung auf grosse Staaten wie Deutschland, Frankreich oder Grossbritannien abhandeln. Der Band öffnet zudem den Weg zu weiterführenden Untersuchungen. So konzentrieren sich die Beiträge – wie in der Wirtschaftsgeschichte nach wie vor üblich – vor allem auf die rein ökonomische Sphäre. Die Einbettung der Wirtschaft in die jeweilige nationale politische Kultur oder in weltpolitische Zusammenhänge wird dagegen weitgehend vernachlässigt. Da verschiedene Beiträge zeigen, dass Unternehmen und staatliche Regierungen stets einen beträchtlichen Handlungsspielraum hatten, könnte es sich jedoch lohnen zu untersuchen, inwiefern ihre wirtschaftlichen Entscheide nicht allein auf einem ökonomischen Kosten-Nutzen-Kalkül beruhten, sondern durch kulturelle Deutungsmuster in Bezug auf die Bedeutung bestimmter Wirtschaftszweige für die nationale Identität oder die Rolle der betreffenden Nation in der globalen Wirtschaft geprägt waren. Ein weiterer Punkt betrifft die Verschränkung von wirtschaftlicher und politischer Macht. Kleine Länder zeichnen sich ja nicht nur durch beschränkte Heimmärkte aus, sondern auch durch ein relativ geringes Gewicht auf dem internationalen Polit-

parkett. Wie sich dieser Umstand auf ihre wirtschaftliche Handlungsfähigkeit auswirkte, wird im vorliegenden Band kaum thematisiert. Der Einbezug der politischen und kulturellen Dimension ökonomischen Handelns könnte jedoch deutlich machen, dass «die» Globalisierung weniger eine Naturgewalt war, die von aussen über die Nationen hereinbrach – eine Ansicht, die implizit in verschiedenen Beiträgen durchschimmert –, sondern dass sie als soziale Tatsache durch das intentionale Handeln einzelner ökonomischer Akteure und Regierungen geschaffen wurde – und bis heute wird.

Christof Dejung (Konstanz)

Cédric Humair,
Hans Ulrich Jost (sous la dir.)
Prométhée déchaîné
Technologies, culture et société
helvétiques à la Belle Epoque

Les Annuelles 11 (2008), Antipodes, Lausanne 2008,
129 p., Fr. 27.–

Le début de ce jeune 21^e siècle a été marqué par l'avènement de la société de l'information, dont les Nouvelles technologies de l'information et de la communication (NTIC) ont largement participé à ériger la connaissance comme principale ressource d'une économie de plus en plus tertiarisée. En proposant une série de contributions consacrées aux innovations technologiques dans le contexte économique, culturel et social de la Suisse à la Belle Epoque (1890–1918), la dernière livraison des *Annuelles* apporte une touche historiographique salubre dans un débat contemporain pétri d'un présentisme parfois suffocant. Comme le rappellent Hans Ulrich Jost et Monique Pavillon dans leur introduction, les «nouvelles technologies» de la Belle Epoque sont tout autant globalisantes que leurs consœurs contemporaines, en

influençant les mouvements artistiques, par exemple le futurisme de Marinetti et sa fascination pour la vitesse mais aussi sa glorification de la domination masculine et cybernétique. L'innovation scientifique et intellectuelle favorise l'autonomisation de certaines disciplines en devenir, telles les sciences expérimentales vs. les sciences exactes, à l'instar de la physique atomique ou de la biologie moléculaire pour le 20^e siècle. De même, la mobilisation du darwinisme social comme fondement d'une politique à composante eugéniste pousse à la représentation d'une société partagée entre l'enthousiasme et le scepticisme, entre la confiance et le repliement, car confrontée par le biais des «nouvelles technologies» à ses propres dérives sociales et culturelles.

Accompagnée d'un développement urbain d'une échelle inédite, motivé notamment par une démographie galopante, l'énergie s'affirme comme le principal «aliment de la croissance», (22) selon la formule de Cédric Humair qui l'étudie sous l'angle du développement des réseaux hydroélectriques. L'augmentation des moyens de transport dès 1860 favorise non seulement la croissance urbaine, grande consommatrice d'eau, de gaz, de charbon et bientôt d'électricité, mais aussi une implantation industrielle décentralisée. Le principal apport de ce processus se trouve dans l'accroissement de la mobilité, dans l'amélioration du confort et de l'hygiène, et dans la dynamisation du tissu industriel.

En portant son analyse sur les tramways électriques à Lausanne, Marc Gigase propose une intéressante étude de cas des impacts urbains de cette nouvelle mobilité. La topographie de la capitale vaudoise incite les autorités à étudier les différents systèmes de traction que sont la crémaillère, la vapeur, l'air comprimé, les câbles souterrains, avant de se décider pour l'électricité, plus efficace et moins chère. Géré par une société privée, le réseau

lausannois a un fort impact social, dans la mesure où contrairement à un développement assuré par exemple à Zurich par les pouvoirs publics, la politique tarifaire ne favorise pas les faibles revenus. Cette particularité freine la contribution des tramways à l'amélioration des conditions de logement des ouvriers, de sorte que contrairement à d'autres centres urbains, Lausanne voit les populations laborieuses s'entasser dans les anciens quartiers du centre ville, comme le Flon, laissant aux classes aisées l'accès aux terrains vierges de la couronne suburbaine.

Changement de moyen de transport avec Christophe Siméon, qui place l'étude de l'aviation sous le feu de sa promotion médiatique et populaire, voire fantastique. Siméon s'intéresse en particulier au soutien populaire accordé à cette technologie, un soutien d'ailleurs inversément proportionnel à l'usage réel de l'avion à la Belle Epoque: ce dernier ne comble aucun besoin précis, sa dangerosité freine l'enthousiasme de la bourgeoisie, sans parler de son prix astronomique impossible à rentabiliser à court terme. Le succès populaire de l'avion réside d'abord dans sa capacité à stimuler l'imaginaire, à fixer l'admiration sur les quelques merveilleux fous volants, et l'industrie du spectacle l'utilise comme une attraction d'un genre nouveau, où la performance technologique le dispute au goût du risque. Cette dimension est davantage présente en France ou en Angleterre, où les exhibitions sont couronnées de prestigieux prix, tandis que la presse sert de massive caisse de résonance à ces manifestations. Le paysage médiatique helvétique, caractérisé par une importante régionalisation des titres, ne facilite guère le développement d'une industrie nationale de l'aviation. L'absence de soutien financier au niveau fédéral s'explique, selon Siméon, par le manque d'affinités entre la modernité véhiculée par l'avion et le conservatisme traditionnel des

valeurs cultivées par l'identité nationale, où le paysan l'emporte encore largement sur l'aviateur.

L'étude proposée par Hans Ulrich Jost sur l'avènement du béton armé dans la construction helvétique souligne à son tour combien l'intégration d'une technologie dans une profession spécifique ainsi que dans la conscience collective dépend de sa reconnaissance et des modalités de sa diffusion dans l'espace public. «Emblème de la lutte entre modernistes et traditionalistes», (68) le béton armé doit son introduction durable en Suisse à une véritable campagne promotionnelle financée par les entreprises qui le produisent, afin notamment de surmonter les craintes liées lors des premières utilisations de ce nouveau matériau. De graves accidents survenus à Bâle en 1901 puis à Berne en 1905 déclenchent une polémique sur le béton armé, mettant aux prises responsables politiques, ingénieurs, architectes et promoteurs de la construction métallique. Par les doutes qu'il suscite, le béton armé nécessite de nouvelles recherches pour le stabiliser, conférant aux ingénieurs un rôle d'expert qui renforce leur prestige professionnel. Jost montre également comment l'image du béton armé sera investie culturellement dans un sens positif, au point d'intégrer les idéologies de gauche comme de droite, allant jusqu'à séduire la très conservatrice association *Heimatschutz*, qui le considère comme une alternative économique aux constructions métalliques, sans parler de sa solidité, comparable au granit des Alpes. Le développement du réseau ferroviaire favorisera encore le recours au béton armé, largement accepté par la population comme la manifestation moderne du génie architectural suisse.

Le cas de la «mécanisation négociée» (87) dans le contexte de l'industrie typographique, présente quelques similitudes avec l'exemple du béton armé, mais l'analyse de François Vallotton insiste,

outre l'importance de la concurrence locale et régionale, sur le prestige lié à la modernisation des moyens de production. Autre aspect, l'introduction des machines à composer favorise, à ses débuts, l'embauche d'une main-d'œuvre non spécialisée, et susceptible d'être littéralement exploitée: les femmes. Si la technologie entraîne, paradoxalement, une dégradation des conditions de travail, la mobilisation syndicale autour de ce nouvel outil parviendra à terme à améliorer le statut des artisans et ouvriers, associant qualifications supérieures à l'utilisation du nouvel outil.

Dans sa postface, Cédric Humair revient sur les doutes véhiculés par la Belle-Epoque à l'égard du progrès technique, en particulier sur l'émergence d'une conscience du risque lié à la diffusion des «nouvelles technologies». Humair tente d'historiciser le sentiment de technophobie à la Belle-Epoque par une réflexion croisée sur la technologie en société et l'émergence d'une société du risque, en particulier par le biais des résistances socio-culturelles au développement par exemple du tourisme alpin de masse. Au final, le cahier présente un panorama intéressant des technologies dans la société de la Belle-Epoque helvétique, entre restructurations urbaines, transports, techniques de construction et d'impression. Bien qu'il ne prétendait guère à l'exhaustivité des approches, ce cahier aurait sans doute mérité une contribution portant plus spécifiquement sur l'objet «technologies» dans une approche d'histoire économique et sociale, voire d'histoire des sciences et des techniques, tant il est vrai que les technologies sont, à l'instar des savoirs scientifiques dont elles sont issues, soumises à des régimes de production historiquement construits.

Frédéric Joye-Cagnard (Bienne)

Ueli Haefeli
Verkehrspolitik und
urbane Mobilität
Deutsche und Schweizer Städte
im Vergleich 1950–1990

Franz Steiner, Stuttgart 2008, 380 S., 54 Schwarzweissabb., 12 Farbkarten, € 66,-

Mag der eine mit Verkehrsplanung zunächst Kosten, Lärm und Staus assoziieren, so hält der andere Verkehrspolitik vielleicht primär für Lobbyarbeit. Und obwohl beide Domänen zahlreiche Facetten des städtischen Alltags tangieren, gilt für viele die Thematik schlichtweg als trockene und graue Nische. Ganz sicher ist dies auch der Tatsache geschuldet, dass sich Planung und Entscheidungsfindung oft über längere Zeiträume hinziehen. Als Historiker hat sich Ueli Haefeli die – für seine Disziplin recht überschaubare – Spanne von 40 Jahren herausgegriffen, um anhand ausgewählter Fallbeispiele den komplexen Entstehungsbedingungen von Verkehrsinfrastrukturen nachzugehen. Da nicht nur die Strukturen selbst, sondern oft auch die Prozesse vorab mehrere Wahlperioden überdauern, möchte er den Blick schärfen für «scheinbare Nebensächlichkeiten, die zu Hauptwirkungen werden können» und «zu oft der Aufmerksamkeit der Entscheidungsträger entgangen sind».

In pointierter Sprache und mit subtilem Wortwitz nimmt sich Haefeli dieser Aufgabe an, bedient sich hinsichtlich der Dreiteilung und der insgesamt 15 Kapitel aber des klassischen Aufbaus einer wissenschaftlichen Arbeit. Auf Einleitung und Methodik folgen der analytische Hauptteil sowie eine knappe Synthese mit Fazit – ganz wie es sich für eine Habilitationsschrift gehört. Auch Layout, Fotos und Grafiken fügen sich in diese Logik, sodass der 380-seitige Band in seiner äusseren Erscheinung ein wenig an die alten Strassenbahnen auf dem Berner Kornhausplatz

erinnert, die das Titelbild zeigt: bewährt und zuverlässig, aber auch etwas träge und schwerfällig.

Zum Inhalt: Nach einer breiten, übergeordneten Diskussion staatlicher Rahmenbedingungen, Akteurskonstellationen und Diskursformationen werden im 150 Seiten umfassenden Hauptteil drei deutsche und drei Schweizer Städte ähnlicher Grösse und Prämissen untersucht: Bern, Basel und Zürich sind die Repräsentanten der Schweiz, Bielefeld, Münster und Freiburg im Breisgau die ihnen zugeordneten deutschen Pendanten. Da sich die Städte vielfach gerade nicht direkt in Beziehung setzen lassen und Haefeli zudem Einwohnerzahlen der Schweizer Agglomerationen denen der deutschen Kernstädte gegenüberstellt, mag sich spontan Widerspruch regen: Werden hier nicht «Äpfel mit Birnen verglichen»? Sind für die Städte nicht ganz unterschiedliche politische Bedingungen prägend? Haben sie nicht auch in ganz unterschiedlichem Masse Suburbanisierungsprozesse erfahren et cetera?

Nun macht Haefeli seinerseits auf das Problem aufmerksam und stellt sich zudem in die Tradition thematischer Städtevergleiche (Bossow 1980: Stuttgart – Freiburg; Bratzel 1999: Amsterdam – Groningen – Zürich – Freiburg; Seewer 2000: Aachen – Nürnberg – Bern – Zürich; Schmucki 2001: Dresden – München). Ausserdem kann er plausibel machen, dass 1950, zu Beginn seines Untersuchungszeitraums, die Bedingungen für den öffentlichen Verkehr in allen sechs Städten durchaus vergleichbar waren. Insofern ist die Auswahl für sein Vorhaben strategisch klug gesetzt, hat er sich doch die vertiefte Erklärung der «Genese dieser Unterschiede» zum Ziel gemacht, mit der er gängige «lokale Pseudoerklärungen» und den «Hinweis auf nationale Sonderwege» zurückweisen möchte.

Haefeli fokussiert dabei insbesondere die

«Struktur der Akteursnetzwerke, die Kooperationsformen der Akteure, branchenbezogenen Besonderheiten sowie die Rolle der Professionen» und plädiert für eine «differenzierte Sicht der Wirkungszusammenhänge».

Ihm geht es also gerade darum, die Frage der Übertragbarkeit aufzuwerfen und aus der Analyse der Differenzen heraus neue Erklärungsmuster zu finden. Im Ansatz gelingt ihm dies auch durchaus, wenngleich man sich gegen Ende des Bandes noch die eine oder andere Vertiefung gewünscht hätte. Wird beispielsweise die Abhängigkeit des öffentlichen Nahverkehrs von der Siedlungsdichte zu abstrakt und oberflächlich verhandelt oder die Fahrradbenutzung etwas monokausal in Abhängigkeit von der Lage der Universitäten diskutiert, gelangt Haefeli dennoch zu einigen überraschenden Einsichten: So seien die Diskussionen um die Abschaffung der Strassenbahnen zu Beginn des Untersuchungszeitraums mitnichten von der oft als Sündenbock bezichtigten Automobillobby gelenkt worden. Vielmehr habe in allen sechs Städten darüber ein breiter Konsens in der Bevölkerung geherrscht, wenngleich es lediglich in Münster zur Einstellung der Strassenbahn kam. Ferner ist in der Schweiz der 1950er-Jahre keineswegs – wie oft dargestellt – eine stärkere emotionale Bindung an den öffentlichen Verkehr auszumachen, denn auch die Schweizer Städte hätten – so Haefeli – gern grosszügiger für das Automobil geplant. Allein die damals begrenzten öffentlichen Ressourcen hätten in der Retrospektive nicht unwesentlich zum «Erfolgsmodell Schweiz» beigetragen. Insgesamt sind die sechs Fallstudien gut recherchiert und regen zum Querlesen an – gerade der Verlauf der Debatten um die Strassenbahnen macht die lokalen Akteurskonstellationen, spezifische Irrationalismen und nationale Bedingtheiten transparent.

Die Publikation dürfte nicht nur das Schweizer Fachpublikum interessieren, sie könnte durchaus produktiv auf die Verkehrsplanungsdebatten in anderen Ländern wirken. Insbesondere die deutsche Politik bekommt nachträglich einen Spiegel vorgehalten, wenn Haefeli etwa konstatiert, dass die «finanziellen Anreize aus Bonn und Düsseldorf [die Kommunalpolitiker in] Bielefeld zu Entscheiden [verleiteten], welche sich langfristig als falsch herausstellten». Dagegen bricht er für die in beiden Staaten oft gescholtenen Planer eine Lanze und stellt darüber hinaus auch die Bedeutung engagierter, wenngleich oft vereinzelter Laien heraus. Allerdings dürfen die Akteure der Schweizer Verkehrsplanung und -politik aufgrund des positiven Abschneidens von Bern, Basel und Zürich nun nicht meinen, sich bequem zurücklehnen zu können, statt auch weiterhin eine ÖV-affine Politik zu verfolgen.

Frithjof Look und Jörg Seifert (Hamburg)

Ursula Kundert, Barbara Schmid,
Regula Schmid (Hg.)
**Ausmessen – Darstellen
– Inszenieren**
**Raumkonzepte und die Wiedergabe
von Räumen in Mittelalter
und früher Neuzeit**

Chronos, Zürich 2007, 232 S., Fr. 38.–

Zürich, 13. und 14. Juni 2003, auf dem Höhepunkt des *spatial turn*, veranstaltete die Interdisziplinäre Projektgruppe Mediävistik und Frühe Neuzeit der Universitäten Zürich und Bern eine Tagung zur «Aneignung, Schaffung und Wiedergabe von Räumen in Mittelalter und Früher Neuzeit». Der vorliegende Band präsentiert die zehn Beiträge, die Raum als Analyse-kategorie verwenden oder als Untersuchungsgegenstand behandeln.

Barbara und Regula Schmid nehmen in ihrer Einleitung die herkulische Aufgabe in Angriff, nicht nur die höchst divergenten Ansätze des Bandes in Kontext zu setzen, sondern die Vorträge in der Überfülle der zwischen Tagung und Drucklegung neu entstandenen Untersuchungen zum Modethema zu verorten und generell «Ordnung in die verwirrende Vielfalt der Räume» (10) zu bringen. Raum ist Resultat von Handlung, leitet sich von Grenzziehungen ab, ist Ordnungsstruktur und dehnt sich immer mehr in die Virtualität aus. Dabei agieren die Verfasserinnen teils zu bang, verwickeln sich in Hydrenkämpfe, wo es um die Ausmistung von Ställen gehen sollte. Exemplarisch ist ihre Untersuchung der Forschungsgeschichte, sie bleiben dabei nicht in der Gegenwart stehen, prophezeien einen *temporal turn*, wonach die «klassische Einheit von <Zeit, Ort und Handlung> [...] erneut im Zentrum wissenschaftlicher Analysen aller kulturwissenschaftlichen Disziplinen stehen» (15) wird, gleichsam als poststrukturalistisch zur Anthropologie geläuterte Hermeneutik, «als Kategorien relationeller Analysen zur Erforschung menschlichen Handelns und Verhaltens». (15)

Nicht allen Schreibenden scheint die von den Herausgeberinnen präzierte Unterscheidung von Raum als Analyse-kategorie oder als Untersuchungsgegenstand klar zu sein. Nur so lässt sich die Klage darüber erklären, dass man bis anhin Kartographie und Reiseberichte in der Raumforschung präferiert habe; diese Quellen eignen sich wie keine anderen um herauszuarbeiten, was in Mittelalter und Früher Neuzeit unter Raum verstanden wurde und wie sich diese Vorstellungen gewandelt haben. Vorbildlich zeigt das Michael Stolz an Überlegungen zur spätmittelalterlichen Pilgerfahrt nach Santiago, indem er nachzeichnet, wie imaginäre Raumvorstellungen physisch existente Räume überformten. Stolz entwickelt, von

Stephen Greenblatt inspiriert, ein elegantes Raumkonzept (metonymische und metaphorische Räume), welches hoffentlich seinen Widerhall finden wird.

Operiert Stolz mit verschiedenen Quellengattungen, so konzentriert sich Cornelia Logemann auf eine Quelle. Sie streicht heraus, dass die Illustrationen der «Grandes Chroniques de France» des 14. Jahrhunderts nicht wegen ihrer mangelnden Perspektive geringgeschätzt werden dürfen, wie es bis anhin in der Kunstgeschichte geschehen ist. Die Bilder, welche den Besuch Kaiser Karl IV. bei König Karl IV. 1378 illustrieren, seien nicht künstlerisch inferior, sondern reflektierten höfisches Raumverhalten. Logemann richtet ihren Blick darauf, dass Räume durch die Beziehung der darin agierenden Subjekte entstehen. «Formelhafte Miniaturen, so liesse sich resümieren, bilden ein Äquivalent zu formelhaftem Verhalten» (56).

Ursula Kundert hat sich in «Topische Dynamik» mit der Enzyklopädie «Polyanthea» (1503) einen besonders diffizilen Untersuchungsgegenstand ausgesucht, den sie fruchtbringend als moraltheologisch gerichteten Assoziationsraum zu lesen weiss. Die Enzyklopädie strukturiert im Medium des Textes Wissen durch räumlich arrangierte Anordnung von Inhalten, gleichzeitig definiert sie Räumliches. Das Lemma *spatium* kommt nicht vor, Perspektivisches wird über *corpus* verhandelt. Aufhorchen lässt, dass Kundert das Raumkonzept des Verfassers der «Polyanthea»

auf dasjenige des Aquinaten zurückführt. Raum wird «nicht wie heute von der Leere, sondern von den Dingen gedacht. Raum ist deshalb vor allem Ausdehnung von Körpern und Zwischenraum zwischen Körpern.» (168–169) Es bleibt zu hoffen, dass dieses alteritäre Raumkonzept auch künftig bei der Untersuchung von Raum miteinbezogen wird.

Die Freude an den vielen gewinnbringenden Beiträgen des Bandes wird etwas dadurch getrübt, dass das im Vorwort geforderte «interdisziplinäre[n] Gespräch über Anwendbarkeit, Reichweite und Bedeutung von Raumkonzepten in Mittelalter und früher Neuzeit» (7) zwar im Tagungsganzen stattgefunden haben mag, die Beiträge jedoch autistisch daher kommen, höchst unterschiedliche Terminologie verwenden. Es hätte sich gerade in diesem Fall angeboten, die den Vorträgen folgenden Diskussionen mit abzdrukken.

Die konzise Einleitung, vor allem aber Ursula Kunderts Schlussbetrachtungen lassen diesen kleinen Einwand schnell vergessen. Kundert denkt auf knapp zwei Seiten über die «Bedeutung des Raumes» und das Verhältnis der Zürcher Tagung zur «semiotischen Fragestellung» (225) nach. Sie analysiert Problemfelder und generiert dabei zwischen den Zeilen ein eigentliches Manifest, dem künftig in mediävistischer und frühneuzeitlicher Raum-Forschung gebührender Platz einzuräumen ist.

Nanina Egli (Zürich)